

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 15 (1935-1936)
Heft: 10

Artikel: Zum Leben und Werk Rudolf von Tavel
Autor: Wagner, Max W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-158052>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zum Leben und Werk Rudolf von Tavel.

Von Max W. Wagner.

Ein feines Buch bietet eine willkommene Veranlassung, in diesen Hefen, deren Mitarbeiter Rudolf von Tavel war, einmal mehr auf das Werk des bernischen Schriftstellers hinzuweisen. Es ist klar, daß es sich hierbei nicht um die Wiederholung bekannter Daten aus dem Lebensaufriß handeln kann; mehrfach schon wurde Tavel als Schriftsteller und Mensch gewürdigt und auch an diesem Ort hat kurz nach dem Tode (im Oktober 1934) Hans Tribolet des Meisters in feinsinniger Weise gedacht. Aber die Erklärung der Zusammenhänge, die Deutung der Entwicklung konnte wohl erst in vollem Maße einer vornehmen, dem der Nachlaß uneingeschränkt zur Verfügung stand. Dessen kann sich Hugo Marti, Feuilletonredaktor am „Bund“ und langjähriger Freund Rudolf von Tavel's rühmen; er hat nicht gezögert, nun das Bild möglichst getreu aufzuzeichnen, und genau ein Jahr nach dem Tode des großen Berndeutschdichters erschien in dem Tavel angestammten Verlag von A. Francke A.-G. in Bern das Gedenkwert (Rudolf von Tavel, Leben und Werk, dargestellt von Hugo Marti). Das Buch hat durch die vielen bisher unbekannteren Stücke, Entwürfe, Tagebuchblätter, Gedichte, Briefe, Mitteilungen von Gattin, Brüdern und Jugendfreunden dokumentarischen Wert. Durch die Reichhaltigkeit an eigenen Arbeiten aus allen Lebenszeiten ist das Buch zu einem Sammelband, zum mindesten zum Schlußband des Werkes Rudolf von Tavel's geworden, dies umso mehr, als Hugo Marti sich immer hinter das Werk dessen stellt, dem seine liebevolle Darstellung gilt, und im Stil, der sich durch Wahrheit und überzeugende Charakterisierung auszeichnet, auf der Linie Tavel's sich bewegt. Man wird nicht zögern dürfen, das Bild unter der Beleuchtung Marti's — Leben und Buch ist die Devise „*Servir et disparaître*“ vorangestellt! — festzuhalten. Nur ein intimer Kenner von Leben und Werk Rudolf von Tavel's konnte das Bild des Menschen und Dichters, der uns Schweizern mehr als nur eine literarische Oberflächenerrscheinung bedeutet, derart lebendig und plastisch herausmeißeln. Noch bevor der Werkfaden Tavel's abriß, war eine umfassende Darstellung seines Schaffens fällig: eine äußerlich vielleicht wenig kampfreiche, doch innerlich bewegte Entwicklung hatte zu einer Höhe geführt, die nur noch das in sich gefestigte, abgerundete Bild des Schweizerdichters bieten konnte. Nun da alles Aufgezeichnete offen vor uns liegt — aus dem Marti glücklich das zur Aufhellung des Weges Wesentliche festhält —, ist man erstaunt, wie wenig man eigentlich von Tavel wußte. Wohl kannte man das Werk des Schriftstellers, wie es uns der Buchhändler bot und ließ daraus den Menschen zu uns sprechen; man kannte sein bewußtes und überzeugtes Eintreten für die Mundart; als Mensch interessierte uns vor allem die Tiefe seiner Empfindung, sein unentwegtes Einstehen für die Heimat und

sein starkes religiöses Gefühl, das sich äußerlich durch eine enge Verbundenheit mit der Kirche seines Landes dokumentierte. Aber das „Wieso“ war aus allem nur zu ahnen, bis nun Hugo Marti kam und die treibenden Kräfte, Boden und Wachstum, eindeutig umriß. Marti ist ein in der Sache gewissenhafter und um den klaren Ausdruck nie verlegener Biograph. Wenn wir nicht wüßten, was Tavel uns bedeutet, durch Marti würde es uns — wie jedem Leser dieses Buches — deutlich: Tavel ist ein Dichter, dessen Bücher eine Seele haben, ein Mensch, dessen Gesinnung den Adel seines Geschlechtes trägt, ein Schriftsteller, dessen Werk neben der mit großartigem Können gemeisterten Form die männliche Kraft seines Stammes zeigt, ein Kenner der Geschichte unseres Landes, der aber bei aller Gründlichkeit und Sicherheit der Forschung nicht die historische Einzelheit, sondern die menschliche Persönlichkeit in den Vordergrund stellt, ein Künstler, der als Mensch die Tugenden aufweist, die schon Valerius Anshelm am Berner hervorhebt: „manheit, frumkeit, einmütige ufrechtigkeit und hständige fürsichtigkeit“ — wobei wir nicht vergessen beizufügen, daß sich zum Ernst auch Behaglichkeit und echter Humor gesellen; alles in allem: eine durch ihre Arbeit und ihr Menschentum sich auszeichnende Persönlichkeit von großartiger Bedeutung für unser schweizerisches Leben und unsere Kultur.

Als Mensch kannte er ein Leben der Pflichterfüllung, das getragen ist von Treu und Glauben. Ein guter Bürger stellt er als Offizier seinen Mann im Dienst der Heimat zur Verfügung (1914 steht er an der Spitze des stadtbernerischen Landsturmbataillons), ebenso als Stadtrat (da aber der Standpunkt des Dichters nicht die Warte der Partei ist, zieht er sich wieder zurück); als wahrer Christ weist er die Notwendigkeit der Förderung gemeinnütziger Werke nicht von sich (bekannt ist seine Tätigkeit im Dienste des Roten Kreuzes und der internationalen Kinderhilfe) und als gläubiger Mensch — die religiöse Überzeugung war für ihn etwas Gegebenes und blieb es sein ganzes Leben hindurch — läßt er seine Kräfte wirken im Dienste der Landeskirche. Mit Interesse hört man, daß Tavel die Behandlung politischer Tagesfragen auf der Kanzel ablehnt, „da die Kirche mit den politischen Körperschaften nicht in Konkurrenz treten, sondern ihrem Schaffen den Herzschlag geben solle“. Und er mahnt die führenden Männer der Kirche deutlich zur „Distanz von der Arena politischen Lebens“. Wir erleben, daß Tavel noch glauben, ehrfürchtig glauben kann an die urewige Güte, die hinter allen Dingen steht; nicht die „dogmatische Frömmigkeit“, nicht das Wort, sondern die Tat blieb bei ihm als Christ im Vordergrund, und das schaffte in ihm das Verantwortungsbewußtsein, das ihn in allem — im Arbeiten und im Leben, als Mensch und als Künstler — auszeichnet. So versteht man, wie dieser Mensch bei allen äußeren Erfolgen, sich nie selbst in die Höhe hob, und wie er mit seinem Werk den andern diente und sich damit gleichzeitig die Ruhe verschaffte. Als ein Zeugnis für den kultivierten Menschen in

Tavel spricht man auch sein Verhältnis zu seinem Verleger (A. Francke) an, „das ein musterhaftes Beispiel von gegenseitigem Verstehen und Vertrauen war“.

Als Erzieher seines Volkes wirkte er nicht nur durch seine Romane, sondern auch als Redaktor, und was er hierin Gutes in weiten Kreisen leistet, wird einem klar beim Durchblättern der schönen Zeitschrift „Die Garbe“ (Verlag Friedrich Reinhardt, Basel), deren langjährige Leitung er wie sein künstlerisches Werk „als einen Gottesdienst“ auffaßte.

Marti versteht es, den Weg zur sittlich gereiften Persönlichkeit Tavel's, den Werdegang des Dichters, mit allen Stationen der Besinnung und des Zieles trefflich herauszuarbeiten; er hat damit eine verdienstvolle Arbeit in interessanter Weise gelöst. Er geht mit wissenschaftlicher Gründlichkeit vor, leiht ihr aber seine herzenswarme Darstellung und zeichnet das Bild mit der Sicherheit des glänzenden Stilisten, dem bei aller sprühenden Farbigkeit, die den eigenschöpferischen Dichter kennzeichnet, die Klarheit des sprachlichen Ausdruckes nicht fehlt. Dazu tritt die Verehrung, die der Verfasser dem älteren Freund entgegenbrachte, sowie die wohlthuende Abgewogenheit, mit der er Tavel durch dessen eigenes Wort als seinen lebendigsten Zeugen aufruft. So wird man ruhig sagen dürfen, daß eine Empfehlung dieser Lebensdarstellung, die durch Anlage und Ausführung zu einem Juwel der biographischen Literatur überhaupt geworden ist, gleichermaßen die Namen Tavel und Marti umschließt.

Der junge Rudolf von Tavel ist ein unruhiger Bursche; zum Glück seiner Jugend gehören die schönen Tage auf dem großväterlichen Gut der „Schoßhalde“, die bis am Ende seines Lebens in der Erinnerung nachklingen. Unruhe erfüllt die Schulzeit, die mancherlei Sorgen und Lasten zeitigen. „Auf der einen Seite stand, wie er sich selbst ausdrückte, die unbotmäßige Phantasie, die ihn in den Schulstunden auf Schlachtfeldern, Bergspitzen, Ratsfälen, Leiststuben herumzerzte, . . . Auf der andern Seite stand die . . . Familientradition, standen die Anforderungen des Schulbetriebes“. Reisen und Wanderungen in den Jura und ins Oberland — Reisen gehören immer zu den „weltfreudigsten“ Ereignissen Tavel's — brachten willkommene Abwechslung. Ungewiß ist der Weg des Studenten — der Kampf eines gespaltenen Ichs —, bis er endgültig die Berufung zum Dichter erkannte. Vorher hätte der Weg nach verschiedenen Seiten gehen können.

So fehlte nicht viel, und Tavel hätte die militärische Laufbahn beschritten. Auf ihm ruhte „die Hoffnung, daß ein Tavel dieser Generationen die militärische Ehre der Familie retten würde“. Schon als Schüler hat er — ein herrliches Bubenidyll — mitgeholfen, ein freiwilliges Kadettenkorps zu gründen; wenn auch die Freude am militärischen Spiel durch die Schulnöte und des Vaters Einsprache nicht von langer Dauer sein konnte, bleibt ihm doch zeit lebens der Militärdienst für die Heimat etwas Not-

wendiges und Schönes und wir vernehmen mit Genugtuung, wie der junge Offizier das Lob des demokratischen Waffendienstes preist: „Unter den körperlichen Strapazen, der eisernen Disziplin, dem Zwange, mit Leuten jeglichen Standes dasselbe Brot zu essen, dasselbe Nachtquartier zu teilen, genau dieselben Rechte und Pflichten zu haben, bildet sich der Charakter, der Horizont der Weltanschauung wird weiter und das Pflichtgefühl wie das persönliche Ehrgefühl schärfer“. — Kurzum, auch Rudolf Tavel „erkennt mit sicherem Blick den unschätzbaren Wert der allgemeinen Dienstpflicht für das soziale Leben eines Volkes.“ Der Militärdienst steht, wie der Biograph wohl richtig erkennend ausführt, in ursächlicher Beziehung zu den „tiefen Enttäuschungen seiner Schuljahre, die ihm ein schweres Minderwertigkeitsgefühl eingehämmert hatten“. — Der militärischen Laufbahn also stand der Vater entgegen — „er erkannte den Sohn vielleicht besser als dieser sich selber“ und er schickt ihn nach Lausanne, wo der zweite Traum — Maler zu werden —, wiederum durch Einsprache des Vaters, zerstört wurde. Rudolf Tavel urteilt aber später: „Wenn er meinen Neigungen nicht nachgegeben hat, so geschah es aus Sorge um meine zukünftige materielle Existenz und vor allem, um mich vor sittlicher Versumpfung zu bewahren. Geniale Niederlichkeit war ihm ein Greuel“ . . . und wir wissen, nun da wir das Endziel vor uns sehen, daß mit diesem Urteil Tavel wohl die Entwicklungsbedingungen selbst klar umriß; das Gute aus diesen Lehrjahren hat er ja in seine Meisterjahre hinübergerettet. Und so darf man wohl sagen, es „sei im Wachstum von Tavel's Kunst kein Jahrring saftlos geblieben.“ — Mit 21 Jahren weiß er noch nichts bestimmtes über seinen Beruf. „Ich werde wahrscheinlich Journalist oder so etwas“ — heißt es in einem Brief. Nun aber schickt ihn sein Vater zum Studium der Jurisprudenz und Kameralwissenschaften nach Deutschland, das er mit einem Doktorhut von Heidelberg wieder verläßt.

In starker Eindringlichkeit ersteht bei der Lektüre von Martis Lebensdarstellung die Reife der dichterischen und epischen Kräfte, nach dem Wandeln in mancherlei Irrgängen und nachdem Tavel lange mit sich den Ruf zum Dramatiker — Wildenbruch und in besonderem Maße F. V. Widmann haben klärend gewirkt — getragen hatte. Dann aber fließt des Erzählers Quell klar und mächtig. Doch verdanken seine Werke ihre Entstehung nicht der Zufälligkeit des alltäglichen Daseins; Tavel legt seine Werke nicht mit der Schnelligkeit eines geistlosen Vielschreibers, sondern mit dem Ernst und seiner erkannten hohen Verantwortung — ohne Verzicht auf Marktgeschrei — einer aufmerksamen, von Buch zu Buch erwartungsvolleren Mitwelt vor. Sollen wir die stattliche Reihe seiner Werke — ein Spiegelbild seiner reifen menschlichen Sinnesart — hier aufzählen! Sie beginnt mit dem graziösen Präludium „Jä, gäll so geit's“, e lusch-tigi Gschicht us truuriger Zit als erster Band der Familie Landorfer; über die Geschichten der „Haselmuus“ führt sie zum „Schtärn vo Buebeberg“.

zum „Ring i der Ghetti“, um nur einige von den markanten Werken auf dem Weg bis zum imposanten Schlußwerk „Meischer und Ritter“ zu nennen — zu schweigen von den schrittweisen Romanen und den zahlreichen Novellen. Die Kette der historischen Romane mit ihren markanten Gestalten, insbesondere aus der bernischen Vergangenheit, wir erinnern an Adrian von Bubenberg und Niklaus Manuel, gehören zum unverwüßlichen Besitz unserer schweizerischen Literatur; man wird sie immer an erster Stelle zu nennen haben: „Es spiegelt sich in ihnen so klar und gültig altschweizerisches Wesen, es ist so viel Starkes, Großes und wieder menschlich Mangelhaftes aus unserer Historie in ihnen niedergelegt“. — „Durch wie viele Menschenleben, Schicksale, aufblühende und gebrochene Herzen, über wie viele Schlachtfelder Europas und der verzagten und siegenden Seelen führte der Weg ihn und uns, seine Leser . . . Nichts wäre irriger, als aus Tavel's Romanen nur den zierlichen Ton gemessener Menuette oder das Harnischklirren heißer Schlachten vernehmen zu wollen. Ihm ging es um die verschwiegenere Sprache des Herzens.“ — Und noch eins hebt Marti gebührend hervor, die „Heiterkeit, die von innen kommt und aus der Tiefe und wahren Gemütlichkeit stammt“ — die nicht wenig dazu beiträgt, daß wir immer wieder zu den Büchern Tavel's greifen. Der Dichter schreibt einmal: „Ich erkannte, daß echter Humor nicht in Komik sich erschöpft, sondern im tiefsten Grunde von herzlicher Liebe beseelt ist, die über die Torheit der Menschheit in Tränen lächelt.“

Reich ist Tavel's historisch-kulturelle Einfühlung; man spürt, um mit Hebbel zu reden, die Gestaltung durch eine Persönlichkeit, die das Mark der Geschichte in den Adern trägt. Es ist eine prächtige Kunst, die an beste bernische Tradition anknüpft, aber es ist kein blaßes Epigonentum — die Tätigkeit in der Redaktionsstube des „Berner Tagblatt“ hielt während langer Schaffenszeit die Verbindung mit der Gegenwart aufrecht —; nicht nur, daß seine Erzählungen farbig und lebenssprühend sind, er schildert eine Fülle vollendeter Schicksale in prachtvoller Stärke, er zeichnet den Menschen in seinem Fühlen, Lieben, Hassen, Reden und Handeln, mit der Reinheit und Echtheit seines unmittelbaren natürlichen Empfindens. So ist auch die Grenzziehung zwischen Epos und Roman in Tavel's Werk schwierig, doch für die Wertbemessung der Lektüre nicht von besonderer Bedeutung. Der Dichter liebt wohl den epischen Fluß des Geschehens, das bedächtige Verweilen und gewichtige Auszeichnen der Linien und er stellt vor uns Menschen hin, die über das Normalmaß hinausragen und durch ihre Erscheinung für ihre Zeit symbolisch sind, aber er legt anderseits den Schwerpunkt auf die Vorgänge in der Seele der Menschen; mit vollem Herzen ist er dabei, Verstehen und Erbarmen, Güte und wissende Liebe klingt in allem durch. Die Menschen aus alter Zeit werden lebendig und durch die getreue Zeichnung und menschliche Erfassung trägt Tavel bei, die große Zeit in der Geschichte der Schweiz und insbesondere in der Geschichte Berns durch seine „Romane“

besser verstehen zu lernen als nach der Lektüre trockener Bücher, die die Sache ex professo behandeln. Es ist das beste Zeugnis für den Dichter, wenn man betont, daß er keine Schemen darstellt, sondern lebhafte Menschen. Fruchtbar wirkt sich die große Idee — Rückkehr zur „fast zeitlosen Mundart“ — in seinem Werk aus, die es zu einem organischen Ganzen verbindet, wie es nur bei den imposantesten Werken der Literatur anzutreffen ist. Darum jagt schon Kadler mit Recht: „Die Novellen und Romane Rudolf von Tavel's sind mehr als eine Sache der Berner Literatur. Sie sind eine künstlerische Lösung von allgemeiner Bedeutung.“ Das zentrale Problem in Tavel's Schaffen, die Verwendung der Mundart, erhält durch Hugo Marti eine scharfe Beleuchtung. Der Dichter, der auf die „phrasenreiche Wichtigkeit der Schriftsprache“ verzichtet, um mit der Mundart „das Gefühl des Zusammenhangs mit den Vorvätern, die sie geprägt haben, mit den Gründern und Verteidigern unseres freien Staatswesens“ (Otto von Greherz, der Kampfgenosse Tavel's) zu schärfen, erhält hiezu selbst das Wort (er hat sich auch in den Monatsheften kurz vor seinem Tode darüber geäußert); dann führt sein Biograph u. a. aus: „Das Berndeutsches seines Standes . . . war für Rudolf von Tavel zeitlebens nicht nur im täglichen Gebrauch, sondern ebenso bei literarkritischen Erörterungen oder in kirchenpolitischen Debatten das präziseste Instrument des Ausdrucks, für seine Gedanken der schmiegsamste Wortkörper. Was ihm glückte, war, diese ausdrucksfähige Mundart, die bis inwendige Einzelheiten und zarteste Färbungen sein persönlicher Besitz schien, unverbogen und unverbläßt in die schriftliche Form zu übertragen. Er entging der Gefahr, die auf jeden Schriftsteller, und nicht zuletzt auf den Mundartdichter lauert: den Ausdruck zwischen Gedanke und Form sich versteifen, erstarren zu lassen“. Von Bern ist Tavel ausgegangen, von hier aus — „im Aufstieg Berns sieht er den Sieg des demokratischen Gedankens“ — ist sein charaktervolles, ganz aus der Eigenart seiner Heimat bestimmtes Schaffen zu beurteilen.

„Solange es ein Bern und eine Berner Sprache gibt, solange wird Ihre Dichtung das schönste Kleinod mundartlicher Literatur sein und bleiben“, so schrieb einmal J. B. Widmann dem Dichter, der die Frage — warum er in Mundart zu schreiben anfang — kurz und bündig dahin beantwortete: „es war ein glücklicher Einfall. Ich hatte damit mein ursprüngliches Gebiet entdeckt“ und dazu äußerte er sich später: „Ich schreibe also nicht Mundart, weil mir das Bärndütsch Spaß macht, sondern weil die Mundart der wirksamste Ausdruck für das ist, was ich sagen möchte und mir am besten liegt, aus meiner Erfindung ein echtes Kunstwerk zu machen.“ — Sein Biograph aber schreibt: „So erschloß Rudolf von Tavel dem bernischen Leser — dem deutschschweizerischen überhaupt und, das sei nicht vergessen, wie vielen welschsprachigen und reichsdeutschen, die den Schlüssel zu diesem Schatz zu gebrauchen lernten! — eine Vergangenheit, die Jahrhunderte umspannt. Aus dem „glücklichen

Einfall“ des schmalen Erstlings entfaltete sich... das vielhundertseitige Epos der Vaterstadt, wie es seit dem Chronisten kein Sohn dieser Stadt geschaffen... und um das sie manches Geschwister in deutschen und welschen Landen beneiden mag“. So behält auch bei Tavel Goethes Ausspruch seine Richtigkeit: „Wert und Würde der Ahnherren treten rein und schön in unserer Sprache hervor“.

Es wäre noch manches anzuführen; wir finden in dem Buch auch Auslassungen über grundsätzliche Fragen der dichterischen Arbeit — mit welcher Gründlichkeit er zu arbeiten pflegte, belegt der dem Buch beigegebene Übersichtsplan zu dem unvollendeten Werk „Ds Schwärt vo Loupe“ — doch sei betont, diese Pläne haben nie den Sinn der Konstruktion, denn Tavel wartete, bis etwas in ihm rief und reifte, und er nahm es dann in langer Zeit in sich auf. — Auch weitere Einzelheiten wären wert, genannt zu werden, doch kann es sich ja hier nur um fragmentarisch aus dem Buch aufgegriffene Gedanken handeln. Doch mögen sie immerhin dazu beitragen, daß man nach dieser Lebensdarstellung greift. Denn Vieles und Wichtiges weiß uns Hugo Marti über Rudolf von Tavel zu sagen. Alles ist selbstsicher, einfach, aber ursprünglich geschrieben, und da der Dichter auf vielen Seiten selbst „mitwirkt“, ist ein selten geschlossenes Werk entstanden, das eine vollendete Verlebendigung des bernischen Dichters gibt. Es hat die Wirkung eines Bildes, zu dem ein kongenialer Künstler den Rahmen geschneht hat.

Demokratie und Ganzheitsidee.¹⁾

Von Emanuel Hugo Vogel.

Zu den bezeichnendsten Erscheinungen unserer nicht nur an einer schweren Wirtschafts-, sondern auch Geisteskrise leidenden Zeit gehört es, daß unter der gemeinsamen Spitzmarke universalistischer oder ganzheitlicher Vorstellungen die verschiedensten, meist vieldeutigen und mißverstandenen Schlagworte, wie ständischer Gesellschaftsaufbau, Ständestaat, autoritärer Führerstaat, Totalität, Faschismus usw., Einfluß auf die Massen zu gewinnen suchen, denen sie zugleich eines der wichtigsten staatsbürgerlichen Rechte, das Mitbestimmungsrecht an der Gesetzgebung, das Kontrollrecht gegenüber Staatsführung, Verwaltung und Finanzgebarung ganz oder teilweise zu entziehen bestimmt sind. Fast könnte man in manchen der von

¹⁾ Der nachfolgende Aufsatz behandelt ein Sonderproblem aus einer größeren Studie, welche ich unter dem Titel „Ständeverfassung und Demokratie“ jüngst als Heft 6 der Sonderreihe der Betriebswirtschaftlichen Blätter im Österreichischen Wirtschaftsverlag Payer & Co., Wien 1935 (Carl Heymanns Verlag, Berlin) veröffentlicht habe.